

Margret Friedrich, „Ein Paradies ist uns verschlossen ...“. Zur Geschichte der schulischen Mädchenerziehung in Österreich im „langen“ 19. Jahrhundert (= Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 89). Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1999, 438 S., öS 603,00/DM 85,80, ISBN 3-205-99049-8.

In einem viel beachteten Forschungsbericht über „Bewegung und Disziplin in der Frauengeschichte“ hat Ute Frevert 1988<sup>1</sup> die Bildungsgeschichte von Mädchen und Frauen als ein noch weitgehend unbeackertes Forschungsfeld ausgemacht. Seitdem ist in diesem Bereich – vor allem in Deutschland – viel geforscht und publiziert worden. Was nach wie vor fehlt, sind vergleichend arbeitende Studien über die institutionelle Entwicklung der Mädchen- und Frauenbildung in Europa – daher füllt Margret Friedrichs Studie über das allgemein- und berufsbildende Mädchenschulwesen in Österreich eine empfindliche Lücke. Die umfangreiche Monographie ist die überarbeitete, im regionalgeschichtlichen Bereich gekürzte, um die Analyse von Selbstzeugnissen erweiterte Fassung einer 1995 in Salzburg angenommenen Dissertation.

Bei Qualifikationsarbeiten, die für den Druck überarbeitet wurden, stellt sich mir oft die Frage, ob die Überarbeitung der ursprünglichen Fassung tatsächlich gut getan hat. Verlage und/oder ReihenherausgeberInnen empfinden eine regionalgeschichtliche Zugangsweise häufig – nicht zuletzt aus Verkaufsinteressen – als zu eng. In Deutschland sind in den letzten Jahren mehrere regional- beziehungsweise lokalgeschichtlich orientierte Studien über die Geschichte des Mädchenschulwesens und der Lehrerinnenbildung entstanden, die in dieser Hinsicht einen Perspektivenwechsel eingeleitet haben. Ausgehend von der „allgemeinen“ deutschen (das heißt preußischen) Bildungsgeschichte haben sie herausgearbeitet, dass die institutionelle Entwicklung des Erziehungs- und Bildungswesens in den einzelnen deutschen Staaten sehr unterschiedlich verlief, so dass wir mitnichten von *einer* deutschen Mädchenschulentwicklung sprechen können. Regionalgeschichtliche Studien haben nicht nur zu einer differenzierten Betrachtung der Mädchen- und Frauenbildung beigetragen, sondern sie haben auch – durch die Problematisierung unzulässiger Verallgemeinerungen über *die* deutsche Bildungsgeschichte – erste systematische Zugänge zu einer Geschichte des höheren Mädchenschulwesens und der Lehrerinnenbildung in Deutschland ermöglicht. Vor diesem Hintergrund bedauere ich es, dass Margret Friedrichs Dissertation über die Mädchenschulentwicklung im Raum Salzburg nicht in der ursprünglichen Fassung publiziert worden ist, gerade weil auch in Österreich – wie die Autorin selbst feststellt – „die grundlegenden Arbeiten für vergleichende Regionalstudien noch fehlen“ (398). Die Frage ist daher, ob hier nicht voreilig versucht wurde, dem „allgemeinen“ Anspruch einer österreichischen Mädchenschulentwicklung Rechnung zu tragen, bevor Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den einzelnen Ländern der Donaumonarchie überhaupt grundlegend erforscht worden sind.

Den Aussagen der Autorin zufolge stellt sich die Quellenlage und der Forschungsstand zur Frauenbildungsgeschichte in Österreich ausgesprochen desolat dar. Diese

---

1 Ute Frevert, Bewegung und Disziplin in der Frauengeschichte. Ein Forschungsbericht, in: Geschichte und Gesellschaft, 14 (1988), 240–262, hier 253f.

Einschätzung vermag nicht zu überzeugen, wenn man sich die Vielzahl der zitierten Quellen – gerade auch der gedruckten – und die angegebene Forschungsliteratur ansieht. Hier wird wohl eher ein Topos bemüht, der die Bedeutsamkeit der eigenen Leistung hervorheben soll. Dieser Topos ist um so überflüssiger, als in dieser Hinsicht die Fülle des von der Autorin zusammengetragenen und durchgearbeiteten Quellenmaterials aus diversen Staats-, Landes-, Stadt-, Konsistorial- und Klosterarchiven für sich spricht. Nichtsdestotrotz muss Margret Friedrich sich an den Leistungen ihrer VorgängerInnen messen lassen, zum Beispiel an den in den letzten zwanzig Jahren in Österreich entstandenen Dissertationen und anderen Qualifikationsschriften, die in Deutschland bislang kaum zur Kenntnis genommen worden sind. Dass der „große“ Nachbar sich hier eine Form von Ignoranz leistet, die den Blick auf neue, innovative Forschungsansätze und -ergebnisse verstellt, soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden. Um so befremdlicher erscheint es jedoch, dass diese Arbeiten auch von Margret Friedrich zur Darstellung des Forschungsstandes so gut wie gar nicht genutzt werden. Dafür greift die Autorin bevorzugt auf „Vorarbeiten“ über das deutsche Mädchenbildungswesen zurück, nennt aber ausdrücklich nur James C. Albisetti 1988 erschienene Studie über das preußische Mädchenschulwesen,<sup>2</sup> das zweibändige Handbuch zur „Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung“<sup>3</sup> sowie meine 1997 erschienene Studie „Bildung und Geschlecht“<sup>4</sup>. Die zuletzt genannten Werke sind alle nach Abschluss der Dissertation publiziert worden, und man gewinnt den Eindruck, dass die Autorin die Angaben zwar in die Fußnoten und/oder das Literaturverzeichnis ihrer Druckfassung eingearbeitet, aber sich inhaltlich nicht weiter mit diesen Studien auseinandergesetzt hat. Die fehlende Auseinandersetzung mit Christl Knauers Untersuchung über bayerische Mädchenbildung und Bildungspolitik<sup>5</sup> ist um so bedauerlicher, als es selbst erklärtes Ziel der Autorin ist, „die Entwicklung der Mädchenbildung in einem katholischen Gebiet zu untersuchen“ (17), da sich die deutschen Forschungen bislang ausschließlich auf protestantische Länder bezogen hätten.

Wer weiß, wie eng Mädchen- und Lehrerinnenbildung im 19. Jahrhundert miteinander verzahnt waren, wundert sich weiter, keinen Hinweis auf jüngst entstandene Studien über das Lehrerinnenbildungswesen zu finden, zumal mit Barbara Stolzes „Ausbildung und Berufstätigkeit von Volksschullehrerinnen in Westfalen“<sup>6</sup> ebenfalls ein Werk über ein stark katholisch geprägtes Gebiet vorliegt. Anne Conrads bereits 1991 publizierte Dissertation über weibliche Schulorden im 16. und 17. Jahrhundert<sup>7</sup> wird lediglich in

2 James C. Albisetti, *Schooling German Girls and Women. Secondary and Higher Education in the 19. Century*, Princeton 1988.

3 Elke Kleinau u. Claudia Opitz Hg., *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1996.

4 Elke Kleinau, *Bildung und Geschlecht. Eine Sozialgeschichte des höheren Mädchenschulwesens in Deutschland vom Vormärz bis zum Dritten Reich*, Weinheim 1997.

5 Christl Knauer, *Frauen unter dem Einfluß von Kirche und Staat. Höhere Mädchenschulen und bayrische Bildungspolitik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, München 1995.

6 Barbara Stolze, *Ausbildung und Berufstätigkeit von Volksschullehrerinnen in Westfalen 1832–1926. Eine institutionengeschichtliche und berufssoziologische Studie*, Pfaffenweiler 1995.

7 Anne Conrad, *Zwischen Kloster und Welt. Ursulinen und Jesuitinnen in der katholischen Reformbewegung des 16. und 17. Jahrhunderts*, Mainz 1991.

einer Fußnote erwähnt, obwohl Margret Friedrich untersuchen möchte, „welche Rolle die Frauenorden als Schulträgerinnen und -gestalterinnen im ‚langen‘ 19. Jahrhundert spielten“ (34). Hier drängt sich der Eindruck auf, dass Forschungsergebnisse, die frühere Epochen betreffen, nur insofern wahrgenommen werden, als sie als „Vorgeschichte“ des 19. Jahrhunderts taugen. Zudem bringt es das Zurückgreifen auf zweifellos verdienstvolle, nichtsdestotrotz längst veraltete Darstellungen – wie zum Beispiel Dagmar Grenz' Buch über Mädchenliteratur<sup>8</sup> – mit sich, dass überholte Forschungsthesen wiederaufgewärmt werden. Der altbekannte, aber allzu schlichte Gegensatz zwischen Früh- und Spätaufklärung wird weiterhin behauptet, obwohl neuere, differenziert argumentierende Arbeiten – beispielsweise Ulrike Weckels „Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit“<sup>9</sup> – zu dem Schluss gekommen sind, dass die Aufklärung sich als zu komplex erwiesen habe, um weiterhin als simple Fortschritts- oder Verlustgeschichte der Frauen abgehandelt zu werden.

Theoretisch geht die Autorin eher eklektisch vor. So stützt sie sich auf ein von den niederländischen Sozialwissenschaftlern Hans van der Loo und Willem van Reijen entwickeltes Konzept von Modernisierung und skizziert einen gut geschriebenen Überblick über neuere (de-)konstruktivistische Ansätze in der Frauen- und Geschlechterforschung. Bei aller Faszination, die von diesen Theorieströmungen ausgeht und der auch ich mich nicht entziehen kann und will, sei doch die ketzerische Frage erlaubt, was der theoretische und der empirisch-historiographische Teil der Arbeit miteinander zu tun haben. Die dargestellten Ansätze geben meiner Meinung nach keine anderen Forschungsfragen vor als die, die Historikerinnen und Historiker normalerweise an ihre Quellen richten: Wer, wann, wie, wo und warum? Zudem bricht der theoretische Teil der Arbeit unvermittelt nach Darstellung der Butler-Benhabib-Kontroverse ab, weil der vermittelnde Ansatz Nancy Frasers der Autorin das gewünschte Stichwort liefert und sie nun erklären kann, dass ihrer Arbeit ein „ähnlicher neopragmatischer eklektizistischer Ansatz zugrunde“ liege (32). Der Eindruck, dass hier eine modische Attitüde bedient wird (bedient werden muss?), entsteht nicht zuletzt dadurch, dass Friedrich den Erklärungswert der dargestellten Theorien selbst ausgesprochen gering schätzt. Zur Interpretation ihrer Forschungsergebnisse greift sie nämlich im Schlusskapitel nicht wieder auf eine der bereits dargestellten feministischen Theorien zurück, sondern operiert mit Bourdieu'schen Begriffen wie „Habitus“ und „kulturelles Kapital“.

Letztendlich müssen sich historische Arbeiten immer an ihrem sorgfältigen Umgang mit den Quellen und an ihren Forschungsergebnissen messen lassen. In dem empirischen Teil ihrer Arbeit, der selbst kritische LeserInnen überzeugt, bestätigt Margret Friedrich praktisch Entwicklungstrends, die andere Studien bereits vorgezeichnet haben. Auch in Österreich finden wir einen unglaublich geschwätigen, redundanten Diskurs über die „Natur“ der Frau, der dazu dient, die den Frauen auferlegten Bildungsbeschränkungen und Bildungsbegrenzungen zu legitimieren. Auch hier begegnen wir

8 Dagmar Grenz, Mädchenliteratur. Von den moralisch-belehrenden Schriften im 18. Jahrhundert bis zur Herausbildung der Backfischliteratur im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1981.

9 Ulrike Weckel, Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum, Tübingen 1998.

einem Staat, der lange Zeit nicht und dann nur zögerlich aktiv wird und die mühselige Aufbauphase eines Mädchenschulsystems lieber privater Initiative überlässt, und männlichen Pädagogen, die sich – im Zuge der Professionalisierung des eigenen Berufsstandes – für eine Verbesserung der Mädchenbildung aussprechen. Und schließlich finden wir – beeindruckend in Selbstzeugnissen dokumentiert – Frauen, die sich von alledem nicht schrecken lassen, sondern über alle Hindernisse, Sackgassen und Umwege hinweg als Einzelpersonen, als Vorsitzende oder einfache Mitglieder von Frauenvereinen, als Schriftstellerinnen, Schulgründerinnen und Schulleiterinnen den Weg nicht nur für sich, sondern auch für kommende Frauengenerationen gebahnt haben.

In der ersten Hälfte des „langen“ 19. Jahrhunderts brachten – wenn auch noch sehr verhalten – Caroline Pichler, Karoline von Wolzmann und Marie von Thurnberg ihre Vorstellungen über adäquate Bildungsmöglichkeiten für Frauen zu Papier. Während sie die geistige Ausbildung der Frauen noch innerhalb der von der Natur gesteckten Grenzen angesiedelt wissen wollten, gingen gegen Ende des Jahrhunderts Marianne Hainisch, Irma Troll-Borostyáni und Rosa Mayreder mit der Annahme einer „speziellen Natur“ der Frau scharf ins Gericht. Für Troll-Borostyáni war „Weiblichkeit“ kein feststehender, mit unveränderlichen Bedeutungen versehener, sondern ein „fließender“ Begriff, der je „nach dem Charakter der Zeit, der sittlich und geistigen Entwicklung der Völker, aber auch nach dem Charakter und der Bildung des einzelnen Individuums“ variiert (223). Übersetzen wir das in die Sprache des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts, wird deutlich, dass Frauen die soziale Konstruktion von Geschlecht nicht erst mit dem Aufkommen sozialkonstruktivistischer Ansätze begriffen haben.

Wenn auch die Entwicklung in den einzelnen Ländern der Donaumonarchie sehr unterschiedlich verlief, so können doch – der Einschätzung Friedrichs zufolge – Wien und Prag als die beiden Zentren der Mädchenschulentwicklung gelten: Wien als Hauptstadt, in der Wissenschaft und Kultur besonders gepflegt wurden, Prag als Zentrum der immer stärker werdenden nationalen Bewegung der Tschechen, die bei der Durchsetzung ihrer politischen Ziele auf die Hilfe gebildeter Frauen angewiesen war. Die von der Autorin gestellte Frage, ob letztlich „ein gemeinsames Gefühl der Unterdrückung mehr Solidarität zwischen den Geschlechtern schuf und der Frauenbewegung förderlich war“ (398), konnte mit Hilfe des vorliegenden Quellenmaterials nicht beantwortet werden. Daran schließt sich eine spannende und politisch bedeutsame Frage an, deren Beantwortung zukünftigen Forschungsarbeiten vorbehalten bleibt: Welche Bedeutung haben Frauen und die Bildung von Frauen im Konstruktionsprozess nationaler Identitäten?

*Elke Kleinau, Köln*

## Stellungnahme zu einigen konkreten Einwänden der Rezensentin

Elke Kleinau hat Recht, das Manuskript wurde im Wesentlichen 1995 abgeschlossen, nur die Analyse der Selbstzeugnisse zur Rekonstruktion der subjektiven Erfahrungen und Einschätzungen der angebotenen Mädchenbildung erfolgte im Jahr darauf. Ich freue mich, dass Elke Kleinau den empirischen Teil meiner Arbeit positiv wertet, wenn die von ihr hervorgehobene Diskussion über die „Natur“ der Frau auch nur einen kleineren Teil der 350-seitigen Studie ausmacht. Leider erfährt man aus der Rezension nicht, dass mein Buch nicht nur die Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens und der lange damit verbundenen Lehrerinnenbildung sowie die ersten Möglichkeiten des Studiums behandelt, sondern sich auch mit den geschlechtsspezifischen Unterschieden im Volks- und Bürgerschulbereich sowie in den Fortbildungskursen befasst und die Möglichkeiten beruflicher Bildung für junge Frauen aufzeigt – und das für den relativ langen Zeitraum von der Theresianischen Schulreform 1774 bis zum Ende der Monarchie.

Für die sehr ausführliche regionalgeschichtliche Studie über die Entwicklungen in Stadt und Land Salzburg ist eine gesonderte Publikation geplant. Und auf dieser Ebene macht – meiner Auffassung nach – der Vergleich dann Sinn, sowohl mit Arbeiten, wie sie Christl Knauer über die Bildungspolitik und die Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens in Bayern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfasst hat, als auch mit der Entwicklung der Mädchenbildung in Regionen, die durch eine andere Konfession oder durch einen höheren Industrialisierungsgrad gekennzeichnet waren. Nicht berücksichtigt hat Elke Kleinau in ihren Aussagen zur Bedeutung der Regionalgeschichte, dass in Österreich die Gewichtigkeit der zentralen Planungshoheit im Bildungsbereich für die Erbländer und später auch für die Kronländer eine größere war als in „Deutschland“, selbst als dieses zum Kaiserreich geworden war.

Verwundert haben mich Formulierungen, die sich auf einige meiner Einschätzungen des Forschungsstandes beziehen und diese paraphrasieren, allerdings wesentlich radikaler sind als meine eigene Wortwahl: Ich sprach nicht von einem „ausgesprochen desolat[en]“ Forschungsstand der Frauenbildungsgeschichte in Österreich, sondern davon, dass die Geschichte der Knaben- wie der Mädchenerziehung und -schulen ein Stiefkind der österreichischen Geschichtswissenschaft sei, dass ein beträchtlicher Mangel an Studien zur Geschichte der Mädchenbildung in Österreich festzustellen sei und meine Dissertation „wenigstens einige Lücken füllen helfen“ solle. Fällt das schon unter künstliche Großmacherei? Dass für Österreich bei weitem nicht die Fülle von Arbeiten zur Bildungsgeschichte vorliegt wie für Deutschland – wenn hier auch lange Zeit der „Prussozentrismus“ vorherrschte – ist unbestritten.

Ich habe auch nicht geschrieben, dass sich die deutschen Forschungen zur Mädchenbildung „bislang ausschließlich auf protestantische Länder“ bezogen hätten, sondern „die entsprechenden deutschen Forschungen bezogen sich bis vor kurzem auf protestantische Länder“, und verwies auf die „Entdeckung“ der Frauenorden als Bildungsträgerinnen und die Arbeiten von Anne Conrad und Christl Knauer.

Zu der von Elke Kleinau aufgeworfenen „ketzerischen“ Frage: Es steht jeder Wissenschaftlerin frei, ob sie am Beginn ihrer Arbeit darlegt, warum, wann und wo sie

zu welchen Erkenntnissen gelangt ist, warum sie was ausgewählt, welche Zusammenhänge hergestellt und wie dargestellt hat. Ich selbst habe in der Einleitung ausgeführt, dass ich für meine Arbeit ein sehr gut ausgearbeitetes modernisierungstheoretisches Modell verwendet habe, mit dem sich nach meiner Meinung gesellschaftliche Veränderungen der in etwa letzten 200 Jahre und auch die Knabenbildungsgeschichte beziehungsweise die damit lange Zeit konform gegangene *allgemeine* Bildungsgeschichte gut analysieren lassen. Dieses Modell habe ich mit Forderungen der Frauenforschung, feministischen Wissenschaft und der *Gender Studies* konfrontiert – die Überschriften „Das zugrundeliegende Konzept der Modernisierung“ und „Frauen- bzw. Geschlechtergeschichte als Herausforderung“ deuten darauf hin. Damit konnte ich prägnanter aufzeigen, dass die Systematisierungs- und Ausdifferenzierungsprozesse des Schulwesens, Prozesse der Rationalisierung und Individualisierung für das Mädchenschulwesen wesentlich schleppender, anders und auch konträr verliefen. Dieser Ansatz wird nicht nur in der Exposition formuliert, sondern auch in der Durchführung durchgehalten, wie die Kapitelüberschriften zeigen. Titel wie „Systematisierung und Differenzierung oder Gemengelage und Segmentierung“, „Biologische Beschränkungen oder individuelle Entfaltungsmöglichkeiten“ oder „Zwischen seligmachendem Glauben und berechnendem Handeln“ verweisen genau auf die Spannung zwischen den Entwicklungen in der Knabenbildungsgeschichte, die zugleich die Standards waren, und der Situation der Mädchenbildung in der Organisation des Schulwesens, bei Schultypen, Lehrinhalten und Reflexionen über Mädchenbildung.

Die Beziehung zwischen Forderungen zur Verbesserung der Mädchenbildung und nationaler Bewegung konnte an den von mir untersuchten Quellen nicht nur für die tschechische, sondern auch für die slowenische nationale Bewegung gezeigt werden, die gerade für die Töchter der „besseren Stände“ eine slowenisch-nationale Bildung einforderte mit dem Argument, dass die Erziehung der kommenden Generation „im nationalen Geist“ vor allem den Frauen zufalle.

Ich bedanke mich bei den Herausgeberinnen für die Möglichkeit zur Stellungnahme.

*Margret Friedrich, Innsbruck*

**Angela Taeger, Intime Machtverhältnisse. Moralstrafrecht und administrative Kontrolle der Sexualität im ausgehenden Ancien Régime (= Ancien Régime, Aufklärung, Revolution 31). München: Oldenbourg 1999, 181 Seiten, öS 496,00/DM 68,06/sFr 61,00, ISBN 3-486-56423-4.**

Ein vergleichender Blick auf die Kriminalisierung von Homosexualität im deutschen und französischen Strafrecht des 19. und 20. Jahrhunderts bildet den Ausgangspunkt der 1997 an der Universität Oldenburg angenommenen Habilitationsschrift von Angela Taeger, die nun publiziert vorliegt. Sieht das Preußische Strafgesetzbuch von 1851 für das Delikt „Homosexualität“ Sanktionen wie Gefängnis und den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte